Zeitschrift: Wissen und Leben

Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft

Band: 4 (1909)

Artikel: Neuschöpfung und Wortentlehnung im Deutschen und Französischen : ein sprachpsychologischer Versuch

Autor: Schacht, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749387

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NEUSCHÖPFUNG UND WORTENTLEHNUNG IM DEUTSCHEN UND FRANZÖSISCHEN

EIN SPRACHPSYCHOLOGISCHER VERSUCH

Es wird der deutschen Sprache nachgerühmt, sie besitze einen schier unerschöpflichen Reichtum an Wörtern, der dem Besitzstande des Französischen oder Englischen bei weitem überlegen sei. So soll das Grimmsche Wörterbuch, wenn es einmal fertig vorliegen wird, nahezu eine halbe Million Wörter enthalten, denen nur 120,000 französische gegenüberstehen. Ich will die Schätzung für annähernd richtig halten, und wenn auch auf der einen Seite hunderttausend mehr, und ebenso viel weniger auf der andern sein dürften, so wäre der Abstand immerhin noch erheblich genug. Es ist fürs Deutsche selbstverständlich, dass alle gebräuchlichen Wortzusammensetzungen als selbständige Wörter aufgezählt werden; denn diese Art der Wortbildung ersetzt im Deutschen die weniger reich ausgebildete Ableitung. Wir bilden selten mehr neue Wörter durch Stammerweiterung, wir greifen zuvörderst und oft ohne zwingende Notwendigkeit zur Angliederung der Wörter[1]).

Ein Wortschatz, wie der oben erwähnte, stellt einen Reichtum dar, mit dem wir offenbar nicht allzuviel anzufangen wissen, denn bei zahlreichen Neuerscheinungen müssen uns Entlehnungen aus fremden Sprachen aushelfen. Dabei ist es hauptsächlich die französische Sprache, die den Vermittler spielt, selbst da, wo sie die Neuschöpfungen nicht selbst hervorgebracht oder wenigstens nicht aus eigenen Mitteln bestritten hat.

---

[1]) *Darmesteter, La vie des mots:* la puissance de composition à peu près illimitée de l'allemand est compensée par une *indigence* de dérivation qui fait contraste avec la puissance de dérivation et la pauvreté de composition des langues romanes. p. 25.

Darmesteter hat recht, sofern es sich weniger um die Ableitungsfähigkeit handelt, als um die bestehende Tatsache, dass nicht abgeleitet wird. Im übrigen sind die Möglichkeiten der Ableitung im Deutschen nicht so gering; die französischen Ableitungssilben sind nicht erheblich zahlreicher.

Es drängt sich also die Frage auf, warum entlehnen wir, da doch die deutsche Sprache so reich und, wie allgemein behauptet wird, auch sehr biegsam ist? Bei der Untersuchung dieser schon oft erörterten Erscheinung unseres Sprachlebens wollen wir die bekannten Vorwürfe, wie Mangel an Selbstachtung, Misshandlung der Sprache, Ausländerei und dergleichen mehr etwas beiseite lassen. Es soll hier der Versuch gemacht werden, der Sache tiefer auf den Grund zu gehen. Vielleicht gelingt es uns, neben historischen Ursachen einen im Wesen der Sprache begründeten psychologischen Vorgang nachzuweisen.

Wir müssen uns mit der Tatsache abfinden, dass, so wenig es einen rein erhaltenen deutschen Stamm gibt, so wenig auch der deutsche Wortschatz rein germanisch ist[1]). Mischung mit fremden Bestandteilen hat sich unsere Sprache von den ältesten Zeiten her gefallen lassen[2]). Sichtung von echtem und unechtem ist kaum möglich, und wenn sie geschähe, so würden wir unsere Sprache sehr arm gemacht haben. Wir mögen uns aber trösten. Keine gebildete lebende Sprache vermag es, alle Begriffe in eigene Formen zu kleiden, keine bestreitet ihren Haushalt allein aus eigenen Mitteln[3]). Es ist also von Entlehnung hier nur dann die Rede, wenn das Fremdwort sich deutlich als solches kennzeichnet, und, nach unserer Ansicht, in der eigenen Sprache ein Ersatz dafür hätte gefunden werden können, wenn ihr anders noch Leben und Fülle zukommt.

Werfen wir zunächst einen Blick hinüber in das Sprachgebiet, aus dem uns die meisten Neubildungen zufliessen, das französische.

---

[1]) Das Heysesche Fremdwörterbuch enthält 70,000 ausländische Gebilde. Davon verzeichnet Dunger in seinem Wörterbuche von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter 800. O. Weise, „Unsere Muttersprache“, p. 193.

[2]) Die lateinischen Lehnworte der altgermanischen Sprachen in Pauls Grundriss, p. 333—347, etwa 700.

[3]) Dass aber doch der Versuch gemacht werden kann, so viel wie möglich aus dem Eigenen zu schöpfen, scheint das Holländische zu beweisen. Die Holländer haben, sagt O. Weise, „Unsere Muttersprache“, dank ihrer erstaunlichen Fertigkeit, fremde Ausdrücke durch heimische zu ersetzen, ihre Sprache freier von ausländischen Zutaten zu halten gewusst. Andere, wie zum Beispiel die Ungarn, haben in hochgradig gesteigertem Nationalgefühl sogar da übersetzt, wo alle Kultursprachen zu griechischen oder lateinischen Wurzeln greifen, zum Beispiel Postkarte = Levezö lap.

Erstaunt und beinahe neidisch muss ich da die Fertigkeit bewundern, mit der für jeden neuen Begriff auch gleich das entsprechende Wort allgemeingültig geprägt wird. Wie bringt das die französische Sprache zustande, der doch nicht mehr Biegsamkeit und Schmiegsamkeit zugesprochen wird als der deutschen? Da muss zuerst bemerkt werden, dass allerdings der Deutsche, infolge der Angewöhnung, sich durch Anleihen zu bereichern, die Leichtigkeit, Ableitungen zu bilden, verloren hat. Schon Friedrich Paulsen erklärte einmal in seiner Vorlesung über Pädagogik, die Fremdwörtersucht wirke lähmend auf die Entwicklung der Sprache, sie benehme sie der Fähigkeit, neue Wörter zu bilden, so dass wir fast ganz auf Zusammensetzungen angewiesen sind. Ich darf dabei an eine Neuschöpfung erinnern, die das preussische Eisenbahnministerium vor etwa 15 Jahren einführte, als es das Eisenbahncoupee durch Abteil ersetzte. Hier hatte man es einmal mit einem einfachen Worte versucht, das von einem Zeitworte richtig abgeleitet ist. Ich erinnere mich noch des Spottes, mit dem die Tagespresse diese Neuerung begrüsste. Sie hat sich trotzdem eingebürgert. Der Vorgang bietet aber ein lehrreiches Beispiel dafür, wie sehr der Sinn für solche Ableitungen uns abzugehen droht, wie wenig empfindlich wir für die Verunzierung der Sprache durch Fremdwörter sind. Hat mir doch ein Schriftsteller behauptet, Fremdwörter seien ein vorzügliches Mittel, gewisse Gesellschaftskreise zu schildern. So müsste dann, wer einen preussischen Lebemann zeichnen will, sich etwa folgendermassen ausdrücken: Er dinierte gewöhnlich im Klublokal nach einem exquisiten Menü, dann machte er ein kleines Jeu, und am Abend soupierte er im Chambre séparée mit einer Dame von dubiösem Charakter und legeren Manieren. Gottfried Keller hat es gewiss verstanden, Land und Leute zu schildern, und dabei verschmähte er es, zu dem bequemen Mittel zu greifen, Dialekt in seine Erzählungen einzustreuen. Anders Lilienkron, der sogar in seinen Gedichten Fremdwörter gebraucht, wo es ihm auf eine gewisse Wirkung ankommt. Es sind dann aber auch nicht seine besten.

Das sind gewiss Ausschreitungen in der Ausländerei, die aber bei vielen das Gefühl irre leiten und unsere Sprache dem gerechten Spotte anderer Völker aussetzen, die zwar auch vor ihrer eigenen Türe zu kehren haben.

Wie man sich nun bei uns Neuschöpfungen denkt, mag ein zweites, sehr zeitgemässes Beispiel lehren. Ich lese im „Bund“ vom 13. Oktober:

Wagenlenker. Der Allgemeine deutsche Sprachverein sendet auch unserer Zeitung die nachstehende gedruckte Notiz:

„Eine neue Verdeutschung für Chauffeur? Kürzlich hiess es in den Zeitungen: „Das Kraftwagengesetz über die Haftpflicht und die Wagenlenkerprüfung ist im preussischen Staatsministerium durchberaten worden und wird dem Reichstag bald nach Ostern zugehen“; und ein andermal, Minister Moltke habe im Herrenhause gesagt: „Wagenlenkerschulen seien bereits gegründet“. Da hätten wir ja eine ganz vortreffliche Verdeutschung für „Chauffeur“, bedeutsamer noch als das kürzlich vom Sprachverein vorgeschlagene, sonst gleichfalls ganz vortreffliche „Fahrer“, weil es wohl nicht so leicht wie dieses zu Verwechslungen Anlass geben kann, da es im Grimmschen Wörterbuche „als ein mehr in der Dichtung, als in gewöhnlicher Rede übliches Wort“ gekennzeichnet wird. Sollten die Chauffeure also vor dem Gesetze zu „Wagenlenkern“ werden, so wollen wir uns herzlich darüber freuen, und ebenso, wenn sich dann in vielen Fällen das einfache Wort Lenker dafür Bahn bräche; denn auch dieses ist ja bisher sonst fast nur in der Dichtung üblich.“

In zwiefacher Beziehung ist uns diese Mitteilung bemerkenswert; erstens ist hier wieder das einfach abgeleitete französische Wort chauffeur durch eine Zusammensetzung wiedergegeben, und dann macht die Schriftleitung den Einwand: „das wäre ja nun alles schön und gut, wenn nur nicht auch andere Fahrer Wagenlenker wären.“

In ersterem Falle ist uns die Beantwortung zu oben gestellter Frage: „Wie bringt das die französische Sprache zustande?“ gegeben; im zweiten sehen wir die Schwierigkeit, fürs Deutsche eine Lösung zu finden, voraus. In der Tat, gibt es nicht auch andere Chauffeurs als solche, die Motorwagen lenken? Kommt diesen letzteren die Bezeichnung Chauffeurs im eigentlichen Sinne zu? Heizen sie etwa mehr als ein Heizer einer Dampfmaschine? Heizen sie überhaupt? Würde bei elektrischer Fortbewegung eines Wagens von ähnlicher Bauart der Lenker nicht auch Chauffeur heissen? Man sieht, dieselben Einwände, welche dem deutschen Wagenlenker entgegengehalten werden, treffen auch den französischen Chauffeur. Und doch hat sie kein Franzose erhoben. Er stösst sich offenbar nicht an dieser Benennung oder an dieser Bedeutungsübertragung. Er hat dabei nicht einmal die sonst meistens geltende Entschuldigung, die Ableitung liege nicht klar

und deutlich vor, er werde nicht an die ursprüngliche Bedeutung des Wortes erinnert. Es ist nämlich dieser Umstand wichtig bei französischen Wortbildungen. Da sie meistens aus griechischen und lateinischen Stämmen hergeleitet werden, tritt die Grundform für den nicht sprachlich Gebildeten nicht klar zutage, sie steht infolgedessen dem Sprechenden nicht hindernd im Wege, wenn er sich bei der Ableitung etwas ganz anderes, von der Urbedeutung gänzlich verschiedenes denken soll. Bei chauffeur nun drängt sich der ursprüngliche Sinn von *chauffer* geradezu auf. Wie wäre es nun, wenn wir das Wort so übersetzten: Graf X, fuhr mit seinem Heizer usw.? Ja, jeder Mensch weiss ja, was ein Heizer ist. Was hat der bei einem Motorwagen zu tun? Unbedingt denke ich hier an die Verrichtung, die der Mann zu tun hat, und da mir die Beziehung zwischen Wort und Sache nicht einleuchtet, nehme ich an dem Worte selbst Anstoss. Chauffeur brauche ich weiter nicht zu verstehen. Man bezeichnet damit eine bestimmte Klasse von Menschen, die mit den oberen Zehntausend in Berührung stehen, und denen der fremde Klang einen gewissen Glanz verleiht. Ein Chauffeur ist ein feiner Mann mit Brille und Pelzmantel; der Heizer ist ein gemeiner Mann mit russigem Gesicht und schmierigem Kittel. Die Entlehnung kommt aus reichen, vornehmen Kreisen, wird also vom guten deutschen Volke um so andächtiger aufgenommen. Für den Franzosen sind diese Gründe nicht ebenso massgebend; das Geheimnisvolle des fremden Ursprungs fällt weg, hätte auch für ihn weniger Anziehungskraft, obgleich er dafür nicht so unempfänglich mehr ist, wie man glaubt. Dagegen hat der Ausdruck gute Eltern, er stammt aus Paris, und das ist eine vorzügliche Empfehlung oder sogar ein unbedingtes Erfordernis zu seiner Annahme. Aber auch sonst dürfte der Franzose wenig dagegen einzuwenden haben, denn der Gebrauch des Wortes in erweitertem Sinne ist ganz dem Geiste der Sprache gemäss, die so den Anforderungen gerecht wird, welche beinahe täglich an sie herantreten, für neue Begriffe und Sachen Wörter zu schaffen. Gerade weil nun die deutsche Sprache wortreich genannt wird, reich an Wörtern für schon vorhandene Begriffe und Dinge und sich auch sonst nicht bildungsunfähig erwies, so widerstrebt ihrem Geiste eine Übertragung des Wortsinnes, so lange noch zum früheren deutliche

Beziehungen in der Form vorhanden sind, und diese sind eben bei deutschen Ableitungen fast immer noch in lebhaftem Bewusstsein. Unsere Vor- und Nachsilben führen ein beinahe selbständiges Leben, sie sind noch lange nicht alle zu bedeutungslosen Endungen herabgesunken, wie das in den romanischen Sprachen der Fall ist. Die Nachsilben -heit, -schaft, -lich, -sam, -mässig klingen noch fast wie selbständige Wörter, sie scheinen noch zu uns zu sprechen, während in den französischen Endungen -age, -ion, -ier, -ment und anderen mehr jeder Anklang an das frühere Leben verblasst ist. Ein Heizer kann bei uns immer nur ein Mann sein, der auch wirklich etwas heizt. Bei dem Franzosen nun, der weit seltener wie wir bei seinen Ableitungen an die ursprüngliche Bedeutung erinnert wird, ist dieses Gefühl auch weniger lebendig; er ist für den Widerspruch, der zwischen Wortform und Bedeutung liegen könnte, unempfindlich. Handelt es sich also um Neuschöpfungen durch Wandel oder Erweiterung der Begriffe, so ist der Franzose entschieden im Vorteil.

Allerdings sind Bedeutungsübertragungen auch im Deutschen nicht so selten; ich erinnere beispielsweise an Schneegans, Backfisch und Besen, wodurch drei Altersstufen des schönen Geschlechts vielleicht in sinniger, aber nicht sehr zarter Weise bezeichnet werden. Es sind das aber keine Neubildungen, mit denen sonst irgend etwas anzufangen wäre; sie mögen zur Belebung eines scherzhaften Gespräches dienen, gehören also in das Kapitel über den Stil, bilden aber keine Bereicherung des Wortschatzes selbst. Anders verhält es sich mit dem Worte Mönch, das zahlreiche Übertragungen erfahren hat, von denen die eines Spunds oder Zapfens in umgekehrter Weise an das Gelübde der Keuschheit und Mässigkeit erinnern soll. Die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff gebraucht das Wort in dem Verse:

Wie in des Dammes Mönch der Strudel saust.

Sind Bildungen, wie obige, besonders treffend, so mögen sie auch über die Sprachgrenze dringen; in Lausanne weiss wohl jeder Junge, was ein Backfisch ist. Wenn bei Übersetzung einer Stelle aus Heine eine russische Studentin die anwesenden Füchse mit *les renards assistants* wiedergab, so bewies sie eine Unkenntnis des studentischen Lebens, deren sich kein Collégien hier schuldig gemacht hätte.

So haben auch die Franzosen das Wort Kirsch für eine besondere Art Branntwein anstandslos übernommen und dadurch ihre eigene Umschreibung „eau de cerise“ überflüssig gemacht. Es wird erzählt, als Beweis, wie sehr das Wort sich eingebürgert, dass eine als „eau de cerise“ bezeichnete Flasche Kirschwasser zollfrei durch die städtische Zollschranke in Paris kam, weil „eau de cerise“ nicht alkoholverdächtig erschien[1]). Bezeichnend ist im Französischen die Kürzung des zusammengesetzten deutschen Ausdruckes; es war natürlich nur der bestimmende Teil wesentlich. Wenn wir hie und da Kirsch statt Kirschwasser sagen, so geschieht es wiederum in Anlehnung an die glücklich gekürzte französische Form. Bei Übernahme des elsässischen Wortes Sürkrüt war der zweite Teil wesentlich, da dieser aber mit einem französischen Worte *croûte* zusammenfiel, so musste das Ganze beibehalten werden, wobei dann freilich Sürkrüt volksetymologisch in *choucroute* umgewandelt wurde.

Nun sind aber doch die obgenannten Ausdrücke wie Backfisch und Fuchs und selbst der Mönch weniger als Neuschöpfungen zu betrachten; es sind Bilder, Metaphern, denen ein Vergleich zugrunde liegt. So sehr nun solche Metaphern einer Sprache Anschaulichkeit und Leben verschaffen, so sind sie doch nicht eigentlich als Neuschöpfungen anzusehen. Chauffeur hingegen ist keine Metapher; es ist eine Neuschöpfung nach Darmesteters Definition, wenn er sagt: Wenn die Sprache neue Bedeutungen schafft und schon vorhandenen Wörtern bis dahin unbekannte Verrichtungen beilegt, so schafft sie damit neue Wörter. In dem Sinne ist chauffeur ein neues Wort, nicht aber Backfisch, wenn auch der mit Mönch bezeichnete Zapfen gewissermassen dazu gerechnet werden kann; ich trage aber deshalb Bedenken, ihn mit chauffeur auf eine Linie zu stellen, weil der Mönch so nur einen Pleonasmus schafft, dessen die Dichtkunst sich erfreut, nicht aber einem allgemein empfundenen Mangel eines neuzuschaffenden Wortes abhilft.

Besonders ausgedehnt ist im Französischen die Anwendung von Eigennamen als Gattungsbegriffe. Das geht im Deutschen

---

[1]) Dieser Witz wird eben noch ausgenützt in der waadtländischen Lokalposse: *Favey et Drognuz à l'exposition de Paris,* nach der gleichnamigen Erzählung von *L. Monnet.*

nicht an, es müsste sich denn der Eigenname einer adjektivischen Behandlung anbequemen. Von den Eigennamen mit appellativer Bedeutung, welche Behagel (in Deutsche Sprache, Seite 141) aufzählt, passt kein einziger hierher. Bergmann (Dr. K. Bergmann, Die sprachliche Anschauung der Franzosen) gibt für die appellative Verwendung von Eigennamen im Französischen folgende Sätze an: „Un jour un jeune homme, demeurant dans une *mansarde* du quartier latin, prit son *gibus* pour faire une visite. Avant de partir, il écrivit quelques mots sur son *calepin*. Devant sa maison il prit un *fiacre* qui le conduisit à son lieu de destination en roulant doucement sur le *macadam* des rues.“ Viermal sind hier Personennamen als Gattungsnamen gebraucht; sie beziehen sich nämlich auf Dinge, die nach ihrem Erfinder benannt sind. *Mansarde,* ein gebrochenes Dach, heisst so nach François Mansard, einem im Jahre 1666 verstorbenen Baumeister. Zum Worte *gibus* bemerkt le Petit Larousse: „chapeau haut de forme, monté sur ressorts qui permettent de l'aplatir; du nom de l'inventeur.“ *Macadam* ist der Name eines Schotten Mac Adam. *Fiacre* hat seinen Namen erhalten nach dem Schild eines Pariser Wirtshauses zum heiligen Fiacrius, wo die ersten Mietskutschen unter Ludwig XIV. seit 1640 ihren Stand hatten. Diese von Bergmann gegebene Erklärung findet sich auch im Petit Larousse. Zu *calepin* bemerkt Larousse nur: „carnet sur lequel on prend des notes, du nom de l'inventeur“; dagegen hat Littré dieselbe Erklärung, die auch Bergmann gibt: *calepin* nach dem Namen eines italienischen Augustinermönchs, Ambrosius Calepino, Verfasser eines vielsprachigen Wörterbuches, gestorben 1511. Diese Beispiele liessen sich noch stark vermehren. Interessant, wenn auch nicht weiter bezeugt, ist, was Bergmann über die Herkunft des Wortes *écume de mer* mitteilt. Es wäre zurückzuführen auf einen Strassburger Fabrikanten namens Kummer; die Meerschaumpfeifen waren eben *des pipes de Kümmer,* woraus dann volksetymologisch *des pipes d'écume de mer* wurde. Unmöglich ist die Geschichte nicht, wenn sie auch anekdotenhaft klingt; doch müssten wir zur Feststellung eine genaue Jahreszahl haben; denn im deutschen Sprachgebiet ist der Meerschaum schon um 1722 bezeugt. Seine Herkunft aus östlichen Ländern würde dann eher auf eine Übersetzung vom Deutschen ins Französische schliessen lassen. Auf jeden Fall wäre

obige Etymologie nicht unwahrscheinlicher als die, welche mir von morganatisch gegeben wurde, das aus einem niederdeutschen Ausdrucke na der Möer gan hergeleitet sein soll und also die Mutternachfolge bezeichnet. Grimms Wörterbuch, das doch Fremdwörter wie mores lehren aufweist, hat das Wort morganatisch nicht, betrachtet es offenbar als eine Zwitterbildung. Andere leiten es von einem gotischen Zeitwort ab; nach anderen wiederum soll es mit Morgengabe zusammenhängen.

Wir haben nun zwar im Deutschen auch eine dem Fiaker genau entsprechende Bildung; in Berlin wird nämlich ein vielsitziger Mietswagen Kremser genannt, nach einem gleichnamigen Hofagenten, der 1822 die erste Erlaubnis für Aufstellung solcher Wagen erhielt. Ich glaube aber annehmen zu dürfen, dass die adjektivische Endung dieses Eigennamens seine appellativische Verwendung begünstigte, vielleicht sogar allein ermöglichte. So habe ich zum Beispiel niemals ein Litfass für eine Litfaßsäule sagen hören, und doch hätte hier der zweite Teil des Namens, -fass, der Meinung Vorschub leisten können, es handle sich um eine Zusammensetzung, Litfass, um so mehr, als ja eine solche Säule an die Gestalt eines Fasses erinnert. Dem Deutschen muss bei solchen Übertragungen immer etwas anklingen, seine Phantasie spricht ein gewichtiges Wort mit. Beim Franzosen nehmen sie den Charakter eines terminus technicus an, nach dessen Urbedeutung nicht weiter gefragt wird. Hier scheint mir das psychologische Moment zu liegen, das die Verschiedenheit in der Wahl des Ausdruckes erklärt: Gemüt und Verstand. Ein terminus technicus ist eine Verstandesbildung, zu der mein Gemüt keine nähere Beziehung hat. Deshalb ist uns so ein technischer Ausdruck in fremder Form nicht unangenehm, weil wir uns gar nichts dabei zu denken brauchen. Darum mag wohl behauptet werden, der allzuhäufige Gebrauch von Fremdwörtern begünstige die Denkfaulheit. Wir wollen das vorläufig dahingestellt sein lassen.

Besonders schöpferisch hat sich die Phantasie der Franzosen auf dem Gebiete der Mode gezeigt. Ist das Korsett zwar seiner Bildung nach sehr ehrwürdigen Alters — man findet es schon bei Joinville —, so verdankt es seine Verbreitung hauptsächlich einem neu aufgekommenen Kleidungsstücke des siebzehnten Jahrhunderts.

Da besassen wir auch schon den deutschen Ausdruck dafür, Schnürleibchen oder Schnürbrust. Als dann im neunzehnten[1]) Jahrhundert das Korsett sich allgemein in seiner jetzigen Verwendung eingebürgert hatte, da war es klar, dass sich die Schnürbrust nicht mehr halten konnte, denn sie erinnerte mit echt deutscher Grobheit, könnte man beinahe sagen, an die beständige Versündigung am eignen Leibe. Wie viel unschuldiger, wie geradezu einschmeichelnd klingt da das französische Corset! Wer würde hinter der Verkleinerungssilbe das Marterinstrument suchen, dem die Ärzte einen vergeblichen Krieg erklärt haben? Selten wohl war eine Entlehnung berechtigter, da man nun einmal glaubte, die Sache nicht entbehren zu können. Was ist dagegen aus dem gut deutschen Mieder geworden, das sich nicht zu verstecken brauchte und dem Busen mehr eine Stütze denn ein Panzer war? Schon zu Goethes Zeiten flüchtete es sich aufs Land und schmückte die ländlichen Schönen, wie aus einer Stelle in Dichtung und Wahrheit hervorgeht: „Beide Töchter trugen sich noch deutsch, wie man zu sagen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes, weisses, rundes Röckchen — ein knappes weisses Mieder — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin.“ — Während wir nun aus Leib nur Leibchen zu bilden vermochten, hat die französische Sprache eine grosse Zahl wohlklingender, treffender und sinniger Ableitungen hervorgebracht, wie: *corset, corselet, corsage, corser, corsetier* und andere mehr, ohne von den gelehrten Bildungen aus der reineren lateinischen Form *corporis* zu reden.

Ein Wort von weittragendster Bedeutung, vielsagend und unentbehrlich ist *toilette.* Kaum einer von allen, die das Wort gebrauchen, denkt dabei an die Verkleinerungsform aus *toile,* Tüchlein.

---

[1]) Korsett bekam schon im fünfzehnten Jahrhundert seine Ausstattung durch Holz und Stahlschienen, die sich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, wo sie allmählich eine Stahlpanzerung bilden, bis zu gänzlicher Vernichtung der Körperform steigerte.

Im dreizehnten Jahrhundert ist es ein blusenartig gegürteter, meist mit Pelz gefütterter Rock mit meist weiten Ärmeln, der kaum das Knie erreicht. Im fünfzehnten Jahrhundert ist es ein namentlich in Burgund sehr modisches, mit ganz kurzem Schoss versehenes, in Falten gelegtes Überkleid. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert ist die Enge der männlichen Kleidung ohne solches Schnürmieder nicht denkbar.

Brockhaus, Konversationslexikon.

Toilette war das Tüchlein, das die Dame über ihren Putztisch breitete und auf dem sie ihre Sächelchen hatte, die ihr beim Putze treffliche Dienste leisteten. Von da ging die Bezeichnung *toilette* auf das Geschäft des Anziehens über und schliesslich auf den ganzen Anzug mit allem, was drum und dran hing. Es behielt den Duft bei, der vom Putztische der Dame ausströmte. Spricht man von der Toilette, so ziehen in rascher Folge alle Sinneseindrücke, die weiblicher Reiz hervorlockt, an einem vorüber. Man sieht die sich allmählich verhüllende Gestalt, riecht den Duft, hört das Rauschen kostbarer Stoffe. Es gehörte wirklich das feine Empfinden eines raffinierten Kulturvolkes dazu, um ein solches Wort zu schaffen, das alles in einem Ausdrucke zusammenrafft, was die Überfeinerung vom Naturmenschen unterscheidet. Was können wir dagegen mit einem Tüchlein ausrichten? Es reicht kaum hin, um die schamhafte Blösse zu verdecken, geschweige denn, dass es die verschiedenen Verrichtungen auch nur entfernt andeute, die *la toilette* uns vor Augen führt. Und wenn ich erst noch einen neuen Verwandten von *toilette* herbeirufe, das *négligé*. Wie abgefeimt verführerisch ist hier ein Kleidungsstück bezeichnet, das mehr verrät als verhüllt, das viel verspricht und wenig hält!

Man hat *négligé* mit Morgenkleidung wiedergegeben. Eine Zusammensetzung an Stelle eines kühn zum Hauptworte erhobenen Mittelwortes! Schwerfällig wie die Zusammensetzung ist auch das Morgenkleid. Gewiss ist es aus festerem Stoffe; es begleitet die Hausfrau bei ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit, die sich in ihrer ganzen ehrlichen Emsigkeit vor meinem Auge entrollt. Von irgend welchem nachlässigen Sichgehenlassen, Sichsehenlassen ist beim Morgenkleide keine Rede mehr!

Wir sehen hier die künstlerische Phantasie eines lebhaft empfindenden, in der Kulturarbeit rasch vorwärtsstrebenden Volkes bei der Neuschöpfung und Umwertung der Begriffe tätig. Und diese Arbeit, gefördert durch das vielgestaltige, fieberhafte Treiben einer sich überall geltend machenden Hauptstadt, geht so unablässig vor sich, dass unsere bedächtig schaffende Sprache, die zudem in ihrer Entwicklung lange gehemmt wurde, kaum Schritt zu halten vermag. Da geben wir uns eben diesem Reize der Neuheit hin und dem Zauber, der uns immer wieder anzieht.

Gewiss oft eine verzeihliche Schwäche unsrerseits, wenn diese nicht noch andere, wenig erfreuliche Ursachen hätte, die zu bekämpfen eines jeden Pflicht sein sollte, der seine deutsche Sprache und sein deutsches Volkstum liebt.

Nachdem ich versucht habe, an einigen, vielleicht zu wenigen, aber, wie mir schien, typischen Beispielen zu zeigen, wie die französische Sprache ihre Begriffe ausbildet, auch da, wo rein sprachliche Hilfsmittel versagen, und dadurch die Antwort auf die zuerst gestellte Frage sich von selbst ergeben hat, muss ich auf eine Eigentümlichkeit der deutschen Sprache hinweisen. Ich ziehe das Wort Tuch wieder heran, das bei der Toilette eine kleinliche, undankbare Rolle spielte. Sind zwar die französischen Ausdrücke vielsagend und der weitgehendsten Übertragung zugänglich, so sind sie anderseits engumgrenzt und, ich möchte sagen, mit konkreter Deutlichkeit auf einen Begriff zugeschnitten. So vielsagend *toilette* auch ist, es ist damit kein Allgemeinbegriff ausgedrückt, sondern eine Menge Einzelbegriffe sind da hineingezwängt. Es ist trotzdem keine Abstraktion in philosophischem Sinne. Man versuche einmal das Wort Tuch zu übersetzen; man wird eine Anzahl französischer Bezeichnungen vorfinden, von denen jede nur eine bestimmte Seite berührt, einen bestimmten Fall betrifft, ohne den deutschen Allgemeinbegriff wiederzugeben. Tuch ist: *drap, toile, étoffe, fichu, foulard, châle.* Keines dieser Worte hat Allgemeingültigkeit. Die Unmöglichkeit, einen einfachen Satz wie diesen: „Trauben liegen auf einem Tuche", schlankweg zu übersetzen, leuchtet jedem Schüler ein. Schon beim ersten Ansatz stockt er; hat er die Sache in einem Bilde vor sich, so wird er sich das Tuch erst näher betrachten und erst, wenn er sich überzeugt hat, welcher Art dieses Tuch ist, wird er sich für den einen oder andern Ausdruck entscheiden. Ebenso verhält es sich mit dem Worte Nadel. Es ist eine Abstraktion, welche nur das Allgemeine festhält, was jeder Nadel zukommt, das Lange, Feine, Spitze, sich aber um die spezielle Verwendung nicht kümmert, ob sie zum Beispiel mit einem Öhr versehen ist oder mit einem Kopf. Echt philosophisch tritt dann die nähere Bestimmung in der Zusammensetzung hinzu. So hat zum Beispiel die französische Sprache dem Worte *homme* eine Spezialbedeutung gegeben, die es unmöglich macht, es in einem einfachen

Satze wie der: „der Knabe ist ein Mensch“, zu verwerten[1]). Trotz aller Verfeinerung strebt die französische Sprache dem Konkreten zu, und Darmesteter scheint mir sehr im Unrecht zu sein, wenn er behauptet, die Sprache der deutschen Philosophie sei dunkel, weil die deutschen Ausdrücke darin zu viel Anschaulichkeit und zu wenig Abstraktion besässen. Eine Sprache, die das Unpersönliche nicht ausdrücken kann, einige konkrete Fälle ausgenommen, darf sich besonderer Fähigkeit im Philosophieren nicht rühmen, es sei denn, es verstehe eben jedes Volk etwas ganz verschiedenes darunter. Es würde mich nicht wundern, wenn man zu dieser Erkenntnis kommen sollte.

Also, nicht sowohl der Vieldeutigkeit geht das Französische aus dem Wege als vielmehr der Allgemeindeutigkeit. Die Vieldeutigkeit von Toilette ist, wie schon bemerkt, nicht etwa eine Abstraktion, sondern eine Zusammenfassung vieler Einzelbegriffe. Toilette ist ein Sammelname; Tuch aber ist ein Abstraktum, mit dem ich gar keine bestimmte Vorstellung verbinden kann, es sei denn die eines Gewebes; weder Stoff, noch Farbe noch Bestimmung sind diesem Begriffe Tuch beigegeben.

Wie sehr aber das Französische auf spezielle Bedeutung ausgeht, zeigt sich bei den verschiedenen Übersetzungen des Begriffes Tuch. Ich ziehe zum Beispiel den einen, *foulard,* herbei. La Grande Encyclopédie (Lamirault et Cie, éditeurs, Paris) erklärt das Wort mit: „étoffe de soie unie ou imprimée en diverses nuances dont on fait des mouchoirs“, während der Petit Larousse es durch „mouchoir de tête“ erläutert. Der Wurzel nach müsste das Wort mit *fouler,* walken zusammenhängen[2]). Der Gebrauch des Wortes

---

[1]) Aus dem Lateinischen parentes wurde das französische parents mit Übertragung auf die Verwandtschaft, sodass hier eine empfindliche Lücke besteht, die oft zu Zweideutigkeiten führt. Die französische Sprache hat sich des Vorteils begeben, die Sippe überhaupt bezeichnen zu können. Ebenso unterscheidet die Sprache nicht so streng und reinlich zwischen Sammelnamen und Stoffnamen wie etwa die deutsche, welche sie ausserdem durch Bildung, Geschlecht und verschiedene grammatikalische Behandlung auszeichnet. Es ist das ebenfalls ein psychologisches Moment, das hervorgehoben zu werden verdient.

[2]) Foulard. Littré bemerkt zu Foulard: tout historique manquant, on ne sait si foulard a une origine indienne ou s'il vient de fouler. Hatzfeld und Darmestetter sagen kurz: origine inconnue. — Wenn der Ursprung

kümmert sich darum nicht weiter. Im Deutschen nun gibt man es natürlich gern wieder mit einer Zusammensetzung, die deutlich die Beziehungen hervortreten lässt: Seidentüchlein, Kopf- oder Halstuch. Es liegt der französischen Sprache offenbar gar nichts an dem Zusammenhang zwischen Wortform und Bedeutung, falls letztere nur scharf bestimmt ist. So deutlich, zum Beispiel bei mouchoir die Ableitung von *moucher*, sich schneuzen, vorliegt, so tritt die ursprüngliche Bedeutung doch ganz zurück, um die allgemeinere eines Tuches hervortreten zu lassen. Und in der Tat vertritt *le mouchoir* in vielen Fällen unsern Allgemeinbegriff Tuch. Unserem Gefühl würde es wiederstreben zu sagen: Trauben liegen auf einem Schnupftuche. Der Franzose nimmt hieran keinen Anstoss, weil seine lebhafte Phantasie ihn die eigentliche Beziehung vergessen lässt. Übrigens hat unser prüdes Sprachgefühl das Nas- oder Schnupftuch längst durch Taschentuch ersetzt. Ich mag also schon sagen: auf einem Taschentuche liegen Trauben — dann ist es aber doch kein *mouchoir* mehr.

Aus diesem Mangel an etymologischem Gefühl müssen wir es herleiten, dass der Franzose sogar in der feinen Umgangssprache Ausdrücke verwerten darf, deren Grundbedeutung unschöne Vorstellungen wachruft. Ich brauche bloss an Ableitungen und Zusammensetzungen des Wortes cul zu erinnern. Da haben wir *culottes, culotter, culot, culasse, culbute, cul-de-four, cul-de-lampe, cul-de-sac, gratte-cul.* Es ist gar nicht nötig, hier von Anstand und dergleichen zu sprechen; die Ursache liegt nicht im sittlichen Empfinden, sondern in einem verschiedenen Sprachgefühl, wie hervorgehoben wurde. Das verschiedene Verhalten des Franzosen seinen Ableitungen oder Sinnveränderungen gegenüber ist in einem weniger gut erhaltenen Wurzelbewusstsein zu suchen, wodurch eben die Bedeutungsübertragung erleichtert wird und die Verwendung zu technischen Zwecken gefördert. Französische Neuschöpfungen, das ist uns nun klar geworden, tragen den Charakter eines terminus technicus an sich, das heisst eines Wortes, das gerade dieses Ding, diese Verrichtung bezeichnet, ohne Anklang

---

indisch ist, so dürfte foulard, da es ein geblümtes Tuch bezeichnet, etwa aus der Sanskrit-Wurzel phul, blühen, herzuleiten sein.

Von fouler kommt dagegen sicher la foule, die Menge.

Fichu, origine incertaine, semble tiré de *fichu* au sens de négligé. H. D.

an eine ursprüngliche Bedeutung; diese verschwindet ganz aus dem Bewusstsein. Es liegt in dem Worte weiter nichts als ein bestimmter Klang für eine bestimmte Sache; zur Sache selbst tritt die Lautform in kein näheres Verhältnis. *Rien dans ces mots n'indique étymologiquement les idées qui paraissent essentielles,* sagte schon Darmesteter von gewissen Übertragungen, und das trifft fast überall zu. Das Warum einer Bezeichnung wird uns nicht mehr ohne weiteres klar. Klar wird es nur dem Sprachforscher oder Literarhistoriker, der das Werden der Sprache zu verfolgen imstande ist, dem allgemeinen Bewusstsein erschliesst sich keine Beziehung zwischen Sinn und Lautform. Daher so trefflich gebildete Ausdrücke wie *commis, abnnner, abonnement, réclame, permis, tram.* Ein Commis ist ein Mensch, dem eine gewisse Verrichtung anvertraut wird, *commettre. Abonner* können wir durch keine Ableitung von gut übersetzen. Der Sinn von gut, gütig würde überall, auch wenn sprachliche Hilfsmittel nicht versagten, störend dazwischen treten. Wer denkt bei *abonner* an *bon?*

Nun sind aber im Französischen auch sonst Wörter häufig, die sich etymologisch nur dem philologisch geschulten Franzosen erschliessen. In der Sprache selbst wird man vergeblich nach einer Wurzel suchen, auf die man sich berufen kann, wie zum Beispiel bei *étrennes* und *cimetière.* Es ist einem also die Möglichkeit entzogen, sich zu fragen, warum gerade diese Lautform und keine andere eben diese Sache bezeichnet. Häufen sich nun solche Erscheinungen — und sie sind häufig in der französischen Sprache — so wird man überhaupt aufhören, solche Fragen stellen zu wollen, und sich mit der Tatsache zufrieden geben. Daher kommt es denn auch, dass, abgesehen von dem jeder Sprache eigenen, mehr oder weniger reichhaltigen Wurzelvorrat, der sein besonderes Leben hat und vom Volke selbst weitergebildet wird, der weitaus bedeutendere Teil des französischen Wortschatzes dem Franzosen selbst als etwas Fremdes entgegentritt, das erlernt werden muss. So sehen wir die kleinen Schüler französischer Zunge mit Wörterbüchern ausgestattet, aus denen sie während ihrer Schulzeit die Bedeutung zahlreicher, unentbehrlicher Ausdrücke erfassen und gebrauchen lernen. Dagegen wüsste ich nicht, dass ein deutsches Schulkind anders denn durch

praktischen Gebrauch und Lektüre in das Verständnis seiner Muttersprache und deren Wortschatz eingeführt wird. Für den Franzosen sind *étrennes* und *cimetière* so gut Fremdwörter wie etwa *palmarès,* nur dass sie ihm frühzeitiger vertraut werden durch sehr augenscheinliche Vorgänge. Die Fremdwörtersucht hat im Französischen ebensowohl geherrscht wie im Deutschen; nur wurde zumeist aus nahe verwandten Sprachen mit ähnlichem Lautsystem entlehnt wie aus dem Italienischen und Spanischen. Es gab eine italienische und eine spanische Mode; jetzt ist England an der Reihe, und so gut wie der Deutsche ein Billet einer Fahrkarte vorzieht, verlangt der feine Franzose ein *ticket* statt eines Billets. Die Form englischer Wörter ist dem Franzosen auch meist mundgerechter als die deutscher, so dass deutsche Entlehnungen nicht so häufig vorkommen. Oft ist aber in letzterem Falle das Wort so entstellt, dass wir es kaum wiedererkennen, wie *maréchal, fauteuil, droguerie, gant* und andere mehr, die aus mareskalk, Faltstuhl, Tröcknerei und Wanten herstammen. Und was überhaupt aus lateinischen und griechischen Wurzeln und Wörtern noch immer neu abgeleitet wird, das erscheint nicht als Fremdwort sondern als berechtigte Entlehnung, deren sich die Tochtersprache nicht zu schämen braucht[1]). Wenn wir also von Fremdwörtersucht sprechen, so verraten wir eine Empfindlichkeit, die nicht vielen Sprachen eigen ist. Der Franzose schreckt vor Entlehnungen nur dann zurück, wenn sie eine zu deutsche, das heisst, für ihn unaussprechliche Form tragen. Wir mögen uns das zur Lehre nehmen und es ebenso vermeiden, unsere Sprache mit nutzlosen oder überflüssigen fremden Lauten zu verunzieren. Wir verletzen dadurch die Ästhetik unserer Sprache und wirken schädigend auf deren Entfaltung und Lebensfähigkeit zurück. Wir brauchen dabei nicht allzu ängstlich zu verfahren. Mit rein germanischen Wurzeln kommen wir nun einmal nicht mehr aus, und im Griechischen und Lateinischen besitzen wir einen Formvorrat, aus dem nicht wir allein seit Jahrtausenden zu schöpfen gewohnt sind. Dem lässt sich nicht mehr abhelfen. Im übrigen mögen wir das Wort eines Franzosen beherzigen. Als der deutsche

---

[1]) Die romanischen Länder erhielten nicht vollständig fremdes Sprachgut, sondern ganz gleichartige Stämme, nur in neuerer, noch nicht an die heimischen Gesetze angeglichener Form. (O. Weise, Unsere Muttersprache.)

Sprachmeister Gottsched sich an Fontenelle, den Schriftführer der französischen Akademie, gewandt hatte, um sich Rat zu holen für seinen Lieblingsplan, die Gründung einer deutschen Akademie, antwortete ihm dieser: Wir Franzosen haben unsere Sprache so hoch gebracht, indem wir sie gepflegt und gute Werke darin geschrieben haben; ihr Deutschen, gehet hin und tuet desgleichen!

Es sind seit Gottsched viele gute Werke geschrieben worden; trotzdem enthält die Antwort des französischen Akademikers noch Beherzigenswertes für alle, die deutsch denken und schreiben.

LAUSANNE DR HANS SCHACHT

□□□

DIE ZÜRCHER MAIFESTSPIELE

Der *„Ring des Nibelungen"*, den das Zürcher Stadttheater den schweizerischen Wagnerfreunden mit den anerkanntesten Vertretern aller Rollen geboten hat, war ein reiner Genuss. Das Orchester, wie ein einziges, wunderbar gebautes Werkzeug in der Hand eines grossen Meisters, gab allem die kunstvoll geschlossene Einheit. Die Ausstattung soll in einer besonderen Arbeit besprochen werden, die wegen verspäteter Lieferung des Illustrationsmaterials erst im nächsten Hefte erscheint.

Einige Worte über die Gäste. *Burrian* sang den Siegfried mit Meisterschaft. Wie Perlen rollten die Töne aus seiner Kehle. Im Konzertsaal möchte man ihn hören. Im Theater ist er nicht der reine Tor, sondern der reine Tenor alter Observanz. Die Allongeperrüke und die Stöckelschuhe Louis quatorze und Louis quatorze jede Geste. Als wahrer Recke gab sich aber *Bender*. Ganz besonders als Hagen vereinigte er in Gesang, Spiel und Kleid feinen Geschmack und monumentalen Stil. Als gewiegte Darsteller erschienen *Zador* mit den blinkenden Zähnen in seiner Alberichsfratze und *Breuer* mit seinem grausig naturalistischen Mime. Unwahrscheinlich virtuos, aufpeitschend war der Loge *Briesemeisters*. Aber nur wenig über die Künstler des Hauses ragte *Forchhammer* in seinem Siegmund hervor. Wotan hatte zwei Interpreten, *van Rooy* mit weichem, rundem Ton und traditionellem Spiel; *Soomer* mit metallenem Klang und skulpturaler Monumentalität. *Maud Fay* verkörperte in ihrer Sieglinde die Reinkultur germanischer Schönheit; schade, dass ihre Rolle so kurz war. Den tiefsten Eindruck hinterliess die Brünhilde von *Lucie Weidt*. Unbeschreiblich schön und dramatisch belebt war ihr Gesang, wunderbar bis zur letzten Gewandfalte ihre Erscheinung, bis in die Fingerspitzen ihr Spiel. — Wieviel möchte ich noch zum Dank für die genossene Schönheit sagen, wenn es der Raum gestattete! A. B.

□□□

Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750.